

Volker Gerhardt

Liebe ist stärker als der Tod
Eine philosophische Reflexion

13. August 2008

Festspiel-Dialoge 2008

© Copyright Volker Gerhardt

Volker Gerhardt

Liebe ist stärker als der Tod

Eine philosophische Reflexion

Vortrag in der Reihe Festspiel-Dialoge

Salzburg, 13. August 2008

1. *Der Idealismus der Liebe.* Das Motto der diesjährigen Festspiele steht in einem Zusammenhang, an den erinnert werden muss, damit kenntlich wird, wie *sinnlich* und *weltlich* das alttestamentarische Wort aus dem *Hohelied Salomos* angelegt ist. Die *Liebe*, die im Zentrum der Erzählung als „stark wie der Tod“ bezeichnet wird, mag man in gelehrter Deutung auf die Stadt Jerusalem und schließlich auch auf den Gott Israels beziehen: Dennoch ist ihr Verlangen ganz und gar auf eine schöne junge Frau mit Namen *Sulamith* gerichtet: „Wer ist sie, die hervorbricht wie die Morgenröte, schön wie der Mond, klar wie die Sonne, gewaltig wie ein Heer?“

Das fragt sich der königliche Sänger (6, 10). Er ist, nach seinen Worten, „hinab gegangen in den Nussgarten, zu schauen die Knospen im Tal, zu schauen, ob der Weinstock sprosst, ob die Granatbäume blühen. Ohne dass ich's merkte, trieb mich mein Verlangen zu der Tochter eines Fürsten.“ (6, 11) Und dann folgt das Flehen um den Anblick der Schönen:

„Wende dich hin, wende dich her, o Sulamith! Wende dich hin, wende dich her, dass wir dich schauen! [...] Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, du Fürstentochter! Die Rundung deiner Hüften ist wie ein Halsgeschmeide, das des Meisters Hand gemacht hat. Dein Schoß ist wie ein Becher, dem nimmer Getränk mangelt. Dein Leib ist wie ein Weizenhaufen, umsteckt mit Lilien.“ (7, 1 - 3)

Und so geht es ein- und vieldeutig schwelgend weiter bis zu jenem Satz, aus dem das Festspiel-Thema wurde: „Denn die Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des HERRN.“ (8, 6)

An diesem Ausruf des im Bann der Liebe stehenden Königs Salomo gibt es nichts zu deuteln, auch wenn man ihn anders übersetzen kann.¹ Salomo hält eine *Tatsache* fest, er *protokolliert*, um in der Sprache der Wissenschaft zu sprechen, einen *empirischen Befund*, dem jeder zustimmen muss, der die Liebe erfährt oder erfahren hat: *Dem Liebenden erscheint die Liebe so stark, dass er alle Widerstände für überwindbar hält. Selbst der Tod kann ihn nicht schrecken.* Aus der Sicht des Liebenden gilt der Satz des Vergil: *Omnia vincit Amor* – Der Liebe ist kein Hindernis zu groß; sie besiegt alles.²

2. Nüchterne Erkenntnis der Liebe. Das mit Vergils Hilfe gezogene Resümee der salomonischen Weisheit enthält einen kleinen *methodologischen Zusatz*, der die Rede von der Unbesiegbarkeit der Liebe an die Bedingung der eigenen Leidenschaft knüpft. Damit ist eine *Einschränkung* verbunden, die den Sinn der alttestamentarischen Wahrheit in ihr Gegenteil verkehrt: Der Liebende *glaubt*, dass ihm der Tod nichts anhaben könne, in Wirklichkeit aber bleibt auch er der Macht des Todes (und einer Reihe kleinerer Schicksalsmächte) unterworfen. Vor dem nüchternen Blick des unbeteiligten Beobachters wird aus der Zuversicht des Liebenden ein *Traum*, vielleicht sogar ein *Wahn*, der schnell vergeht, wenn ihm die Realität der menschlichen Dinge entgegensteht. Ein Psychologe, der es nicht schon als Erfolg verbucht, wenn sich sein Proband gut fühlt, kann den die Grenzen des Todes missachtenden Überschwang der Liebe vermutlich gleich als *Potenzillusion* durchschauen. Und ein in Liebesdingen erfahrener Beobachter denkt die kommenden Enttäuschungen der Verliebten gleich mit. Ein mitleidiges Lächeln, das den Anflug von Neid wohl wissend überspielt, ist das Beste, was für jene übrig bleibt, die sich im Eros den Widrigkeiten des Lebens und des Sterbens überhoben glauben.

So bleibt von der hochgemuten Gewissheit, dass die Liebe den Tod nicht fürchtet, nur die temporäre *Verblendung* des Verliebten, den der Volksmund über den Wolken schweben lässt und zeitweilig in den Siebten Himmel verlegt. So gesehen muss sich der weise König Salomo den doppelten Vorwurf gefallen lassen, *erstens* nicht zu *wissen*, dass Liebe blind macht, und *zweitens* selbst ein derart Verblendeter zu *sein*. Auch wenn die sprichwörtlich gewordene Behauptung Platons, der Liebende werde „blind in Bezug auf den Gegenstand seiner Liebe“,³ sechshundert Jahre nach der orientalischen Liebeslyrik des *Hohen Liedes* geschrieben worden ist, dürfte es diese Einsicht schon zu Lebzeiten des dritten jü-

¹ Das ist die Übersetzung Luthers. Klaus Reichert. Nach dem im Katalog zitiert ist, übersetzt: „Denn stark wie die Liebe ist der Tod, unerbittlich wie das Totenreich das Begehren, ihre Brände Feuerbrände, die unbändig lodern.“

² Vergil, *Eclogae/Bucolica* 10, 69.

³ Platon, *Nomoi* 731e: „Denn der Liebende wird blind für das, was er liebt (*philoumenon ho philōn*), so dass er das Gerechte, das Gute und das Schöne falsch beurteilt, weil er das Seine (*to hautou*) stets höher als das Wahre schätzen zu müssen meint.“

dischen Königs gegeben haben. Doch dass sie immer wieder *vergessen* wird, macht den schönen Rausch der Begierde aus.

Der Liebende scheidet somit als Subjekt der Erkenntnis aus. Salomos Spruch kann nur als *euphorischer Euphemismus* gelten, mit dem er seine Werbung unwiderstehlich zu machen sucht. Und die auf Ernüchterung bedachten Realisten fügen hinzu, dass die Liebesschwüre des von der Liebe Besessenen alsbald vergessen sind, wenn die liebreizende Sulamith erobert und ein wenig älter geworden ist. –

Wer kann den Realisten widersprechen? Sie haben einen unerschöpflichen Vorrat an Beispielen parat, in denen die Liebe verraten, vergessen oder, was oft das Schlimmste ist, im Alltag vernachlässigt wird. Und wo immer es so kommt, kann es eigentlich nur den entschlossenen Verzicht auf die Liebe geben, wenn nicht der Tod ihr Ende besiegeln soll. Im Licht dieser Erfahrung, auf die sich die Realisten berufen und für die vermutlich auch die wissenschaftlich arbeitenden Psychologen votieren, erscheint das *Leben stärker als die Liebe*, und der *Tod* trägt allemal den *Sieg über Leben und Liebe* davon.

3. Wahrnehmung aus Liebe. Zum Glück ist es nicht so, dass man die Tatsachen des Lebens nur aus der Position des neutralen Beobachters erkennen kann. Es ist eine längst als falsch erwiesene wissenschaftstheoretische Position, dass man teilnahmslos und selbstvergessen sein muss, um etwas erkennen zu können. Wir brauchen vielmehr eine ausgeprägte *Neugier* für die Realität, wenn wir sie genau erfassen wollen. Mehr noch: Wir benötigen ein leidenschaftliches *Interesse an uns selbst*, den *Ernst der eigenen Existenz* und eine wache *Aufmerksamkeit* für die Art, in der wir uns von unseresgleichen unterscheiden, wenn wir die Wirklichkeit, die wesentlich aus feinen und feinsten Unterschieden besteht, exakt beschreiben und bestimmen wollen. Und wem dies gelingt, dem wird auch klar, warum seine Anteilnahme an der Wirklichkeit mit ihm selbst *als deren Teil* zusammenhängt: Er ist selbst eine Kraft unter Kräften, mit denen er *koalieren*, denen er aber auch *opponieren* muss, wenn er als Individuum ein selbst bestimmtes Leben führen will.

Tatsächlich begreift der Mensch von den Dingen und ihren Verhältnissen nur so viel, als er von sich *selbst* versteht. Immanuel Kant geht sogar noch einen Schritt weiter: Wir können, so sagt er in einem Brief an Jacob Sigismund Beck, „nur das verstehen und Anderen mittheilen, was wir selbst machen können“.⁴

⁴ Brief vom 1. Juli 1794 (AA 11, 515).

Wenn wir diese treffliche Einsicht auf die Liebe übertragen, dann müssen wir, so leid es auch tut, dem großen Platon widersprechen. *Liebe macht nicht blind. Sie öffnet vielmehr erst die Augen für das, worauf es ankommt.*

Platon zu widersprechen, fällt in diesem Punkt nicht sonderlich schwer, weil wir uns dabei auf ihn selbst berufen können: Zwar mag es im Einzelfall – wie bei jeder Leidenschaft – so sein, dass sie uns befangen, überschwänglich, bedenkenlos und insofern auch parteilich macht: Im Ganzen unseres Weltverhältnisses aber ist es die Liebe, die den Blick für das Wesentliche eröffnet und uns zu umfassenden Einsichten befähigt. Dort, wo Platon ausdrücklich über die *erotische Liebe* spricht,⁵ legt er größten Wert darauf, dass wir ihr alle Kraft verdanken, die wir zur *Erkenntnis*, zum *Streben nach dem Guten* und zur *Empfänglichkeit für das Schöne* benötigen.

Der *eros* nämlich, der schon die Tiere in triebhafter Motorik dazu treibt, sich zu vereinigen, um neues Leben zu zeugen, führt beim Menschen über den, freilich stets gegenwärtigen, *sexuellen Impuls* hinaus, um im *Verlangen nach dem im Anderen gesuchten Schönen* alles zu erzeugen, was die menschliche Kultur an Leistungen benötigt, um sich im Verlangen nach Vollendung selbst zu überbieten.

Das ist, in einen viel zu langen Satz gepresst, die These von Platons *Symposion*. Sie hat mit der so genannten „Platonischen Liebe“ nur insofern zu tun, als sie in ihrer natürlichen Dynamik auch den Raum für geistige Beziehungen erschließt, die sich in *Erkenntnis* und *Erziehung*, in *tugendhafter Selbstbeherrschung* und im kontemplativen *Genuss am Schönen* entfalten.

4. Die Suche nach der verlorenen Einheit. Dem Platon des *Symposions* kommt es wesentlich darauf an, den Zusammenhang der intellektuellen Steigerung des Menschen mit dem physischen Triebgeschehen sichtbar zu machen. Sigmund Freud, der sich nach eigenem Geständnis die weitere Lektüre Nietzsches verboten hat, weil er selbst noch etwas entdecken wollte,⁶ hätte Platon erst gar nicht lesen dürfen. Denn hier haben wir schon das *Drei-Schichten-Modell der Seele*, die fast aussichtslose *Selbstbehauptung des Ich* zwischen den widerstreitenden Triebenergien der *psychē* und die in allem fortwirkende Kraft mehr oder weniger bewusster Erinnerung. Im *Symposion* treten zu den kosmo-physischen die sozialen Mächte hinzu.

⁵ *Symposion* 178a – 212b.

⁶ Sigmund Freud, „Selbstdarstellung“, in: Gesammelte Werke XIV (aus den Jahren 1925 – 1931), 31 – 96, 86: „Nietzsche [...] habe ich lange gemieden; an der Priorität lag mir weniger als an der Erhaltung meiner Unbefangenheit“.

Die Einsicht in deren Wirkung entwickelt sich in heiter gepaarter Runde, unter dem stimulierenden Einfluss des Weines, nach dem triumphalen Erfolg des Gastgebers beim größten Theaterfestival der Antike. Athen hat der Welt nicht nur die Freiheit, die Demokratie und die Öffentlichkeit vorgelebt, hat ihr nicht nur das gleichzeitig entwickelte Ideal kritischer Geschichtsschreibung, methodischer Wissenschaft und systematischen Philosophierens aufgegeben,⁷ sondern hat auch für Salzburg Modell gestanden.

In den einleitenden Reden des *Symposions* werden der pädagogische, der militärische und ethische Effekt der homosexuellen Liebe gepriesen, der Arzt Erixy-machos macht auf die physischen Bedingungen eines gesunden *eros* aufmerksam, und der Dichter Aristophanes trägt seinen unüberbietbaren Mythos von der Einheit vor, die alle Menschen in der Liebe suchen:

Die Menschen, so lautet die tragische Geschichte des ersten großen Komödienschreibers der europäischen Geschichte,⁸ waren ursprünglich kugelrunde Lebewesen, mit vier Armen, vier Beinen und zwei Gesichtern, eins auf der Vorderseite und das andere auf der Rückseite des Kopfes. Die Beweglichkeit dieser ersten Menschen war so unerhört, dass sie den Göttern gefährlich wurden. Um ihrer Macht Einhalt zu gebieten, trennte Gottvater Zeus sie in der Mitte ihres Körpers durch, so dass jeder Hälfte nur zwei Beine und zwei Arme blieben. Das Gesicht drehte er mit Macht um hundertachtzig Grad der Seite zu, auf der die offene Wunde klaffte, über die er die Haut des nunmehr zum Rücken gewordenen Körperteiles zog und vorne eben dort verknotete, wo wir heute unseren Bauchnabel haben. Auch die Geschlechtsteile drehte er nach vorn, so dass die Menschen bei der geschlechtlichen Vereinigung auf ihrer früheren Wunde zu liegen haben.

Und dennoch ist die Sehnsucht nach der abgetrennten Hälfte die größte Macht im Leben der *Dividuen*, die nur mit einigem Aufwand an Selbstbeherrschung und Erziehung zu echten *Individuen* werden. Ihre Liebe ist das Verlangen nach der durch den Eingriff der Götter verlorenen Einheit. Als ganze Menschen sind sie gestorben; sie leben nur einseitig als eine Hälfte weiter, die allein in Verbindung mit der anderen Hälfte zu einem vollen menschlichen Leben werden kann. Erst in der Totalität der wieder gefundenen Einheit kommen die Menschen zu sich selbst. Im Mythos des Aristophanes geht der Tod der Liebe voraus. Das lässt am Ende verstehen, warum er der wahren Liebe nichts anhaben kann.

Alles, was die alteuropäische Philosophie im Laufe von zweieinhalb Jahrtausenden über die Unvollkommenheit, Verletzlichkeit, Geselligkeit, aber auch Maßblo-

⁷ In Athen, so betone ich gern, entstanden die autonome Politik und die autonome Kunst zusammen mit der kritischen Wissenschaft. Dazu: V. Gerhardt, Die Herkunft der Politik, in: Merkur 707, 62. Jg., Stuttgart 2008.

⁸ *Symposion* 189d – 193d.

sigkeit des mit seinesgleichen vereinigten Menschen zusammengetragen hat, ist in dieser Parabel versammelt. Und da Aristophanes schon bei den Kugelwesen drei verschiedene sexuelle Dispositionen kennt, lässt er, gleichsam *von Natur aus*, alle Formen des homo- und heterosexuellen Eros zu. Damit ist er selbst unserer Zeit noch ein Stück voraus.

So vorbereitet kann der trinkfeste Sokrates, nach einer eher konventionellen Rede des gefeierten Siegers beim Tragödien-Festival, nun auch seinen Beitrag zum *Symposion* leisten. Er besteht in einer manifesten Provokation in der den Männern vorbehaltenen Runde, denn Sokrates referiert die Rede einer *Frau* mit der Begründung, sie habe ihm die tiefste Einsicht in das Wesen des Eros zu tun erlaubt.⁹

Die Einsicht besteht darin, dass sich der alle Tiere leitende Instinkt zur Fortpflanzung ihrer Art beim Menschen zu einem nicht mehr notwendig an das Geschlecht gebundenen Antrieb ausdifferenziert, dem wir die *Technik* und die *Arbeitsteilung*, die *Erziehung* und die wissenschaftliche *Erkenntnis*, die *Tugend* und das *Erleben des Schönen* verdanken. *So wird die Liebe zum Zentralimpuls der menschlichen Kultur.* Ohne die sie bewegende Leidenschaft entsteht nichts, was für das Dasein selbstbewusster Individuen Bedeutung hat. Platon bestätigt den König Salomo und entblößt das Defizit einer Wissenschaft, die sich fälschlich als ausschließlich geistige Angelegenheit versteht.

5. Der weite Bedeutungsraum der Liebe. Platons Theorie des Eros macht uns bewusst, wie weit der Bedeutungshof des Wortes Liebe ist. *Eros* ist von der *agapē*,¹⁰ der wohlwollenden Zuneigung gegenüber Angehörigen und Freunden, nicht eindeutig getrennt; auch *philia*, Freundschaft, und *orexis*, Trieb und Verlangen, gehören in diesen Kontext, der schon alles umfasst, was später *amor*, *caritas*, *indulgentia*, *libido*, *appetitus*, *dilectio*, *Verliebtheit*, *Leidenschaft*, *Wollust*, *Geilheit*, *Enthusiasmus*, *Schwärmerei*, *Verehrung*, *Zuneigung*, *Mitleid*, *Brüderlichkeit* und meinetwegen auch *Solidarität* genannt werden kann. Viele oft unvereinbar erscheinende Verhaltensweisen sind hier unter dem *einen* Begriff der Liebe vereinigt, der in allen Fällen ein *Gefühl innerer Verbindung* mit dem anzeigt, was man als seinesgleichen begreift. Hier ist zwischen der Liebe zum Geld oder zu Gott, zum Tier, zur Oper oder zu sich selbst *alles möglich*. Philosophischen Naturen ist sogar ein *amor fati* nicht fremd.

In jedem Fall ist die Liebe ein *Übergang* von den *sinnlichen* zur *bedeutungsvolleinsichtigen*, zur *symbolischen Form*, die eine innere, gefühlte Einheit hat, und damit die Rückbindung der Form in den sinnlichen Vollzug einschließt. Wenn

⁹ *Symposion* 201d ff.

¹⁰ *Agapē* kann auch im engeren Sinn geschlechtliche Liebe und Liebesmahl bedeuten.

wir die symbolische Form mit Ernst Cassirer als „geistige Energie“ begreifen, dann ist die Liebe die *psycho-physische Energie*, ihrer teilhaftig zu werden.

Doch um das zu erkennen, braucht der Opernfreund das *Symposion* nicht. Auf der Bühne kommen unter dem Titel der Liebe alle Formen mitmenschlicher Obsessionen vor. Schon die vier Produktionen der gerade laufenden Saison reichen aus, um das anschaulich zu machen:

Der triebhafte Don Giovanni ist ein nur in seinen äußeren Formen kultiviertes Tier, das seinen instrumentellen Scharfsinn und seine perverse Tapferkeit in der feudalen Form quasi-militärischer Eroberung auslebt. Er verführt am laufenden Band und verfehlt sich dadurch selber immer mehr. Er kann die zu ihm passende Hälfte schon deshalb nicht finden, weil er zum Techniker der Kopulation geworden ist, der seinen maschinellen Ehrgeiz darein setzt, dass jede zu ihm passt. Deshalb geschieht es ihm ganz recht, wenn nur der notorisch zu kurz kommende, ewig unbefriedigte Leporello als ständiger Begleiter an seiner Seite bleibt. In seiner Umgebung aber suchen sie alle – Donna Elvira, Donna Anna, Don Ottavio, Zerlina und Masetto – auf jeweils andere Weise ihre Liebe, und man kann sich nur wundern, dass alles, was sie suchen, unter denselben Begriff fallen soll.

In *Roméo et Juliette* wird uns in einer an Inbrunst kaum zu überbietenden musikalischen Steigerung die *plötzliche Unbedingtheit* der Liebe vorgeführt. Julia erklärt, sie wolle ihre Jugend genießen und sich nicht vorzeitig binden; doch in der nächsten Szene schon hat die Liebe sie in der Gewalt und lässt sie ewige Treue schwören. Es ist das *Absolute*, dass unter den sinnlichen Bedingungen der Endlichkeit wirksam wird: In ihrer Brautnacht singen beide: „Unter deinen glühenden Küssen strahlt in mir der Himmel.“ Am Ende ist es wieder ein Kuss, in dem sie den Tod überwinden: „Oh höchste unendliche Freude, mit dir zu sterben! Komm! Einen Kuss! Ich liebe dich!“ Im Augenblick der ersehnten Verbindung tut sich der Zugang zur Ewigkeit auf; nur in ihm ist die Liebe wahrhaft unsterblich, so dass der Tod der Liebenden ihr nichts anhaben kann.

Die Oper trägt ihren Teil dazu bei, die Unsterblichkeit der Liebe bewusst zu machen. Der Gesang, in dem sich ein Mensch zur reinen Äußerung seines bewegten Inneren macht und sich anderen schutzlos exponiert, ist selbst schon ein zutiefst erotischer Akt, dem Chor und Orchester eine Raum schaffende und an keine Zeit gebundene Resonanz verleihen. Sie geben dem Gefühl eine Kulisse, die jede erlebte Wirklichkeit übersteigt. Durch die jederzeit mögliche *Wiederholung*, wird jeder singuläre Augenblick ins Endlose transponiert. Dadurch überspielt die Musik den Tod des Einzelnen und macht ihn zu einem bloßen Moment einer überzeitlicher Bedeutung.

Othello, bei dem Reichtum, Macht und Liebe zur schönsten gesellschaftlichen Vollendung gelangen könnten, scheitert am mangelnden Vertrauen zu sich

selbst. Er verfehlt sich selbst, folglich kann er die Liebe der Desdemona nicht auf sich beziehen. So macht er sich zum Außenseiter, der er aufgrund seiner Hautfarbe nicht zu sein brauchte. Seine glänzende Stellung in der zur höchsten Entfaltung gelangten Kultur Venedigs, kann er nicht zu halten, weil ihm die Sicherheit in der Liebe zu dem ihm über alles Fremde hinweg am nächsten stehenden Menschen fehlt. Die äußeren Widerstände durch die Missgunst Jagos sind groß; aber letztlich scheitert Othello an der mangelnden Liebe zu sich selbst.¹¹

In der *Zauberflöte* schließlich haben wir alles versammelt, was mit dem Begriff der Liebe in Verbindung steht: Die Liebe zur *Macht* bei der Königin der Nacht; die auf Gewalt und Furcht gegründete *sexuelle Besessenheit* des Monostatos; der quasi-religiöse Weisheitsbund der in *Gelöbnis und Freundschaft* verbrüdereten Männer, die der Wahrhaftigkeit und Tugend Treue schwören; Sarastros Glaube an Taminos *Liebe* zu Pamina, der es in ihrer *Neigung* zu ihm gelingt, sich von der Besitz ergreifenden *Mutterliebe* zu lösen.

Im Hintergrund wirkt die Hassliebe zwischen dem Bösen und dem Guten, für das die sternhell illuminierte, in kristallklarer Tonlage auftrumpfende Königin der Nacht und Sarastros düster und mit tiefem Bass zelebriertes, säkulares Sonnenpriestertum in paradoxer Verkehrung einschlägig sind.

Und im Vordergrund vollzieht sich in mehrfachen Volten der Übergang vom Tier zur wahren Menschlichkeit: Papageno, der wie ein Vogel flöten kann und keinen einzigen fangen könnte, wäre er ihm nicht äußerlich und innerlich zugezogen, ist den Tieren näher als den Menschen. Als Mensch betrachtet ist er ein Kind, dessen naive Sehnsucht nach einem Wesen, das ist wie er, ihn augenblicklich so frühreif macht, wie es eben nur die Tiere sind. Für Platons Idee einer Zeugung in der Gegenwart des Schönen, das man im Anderen findet, brauchen er und seine Papagena kein Studium der Philosophie. In der Vorfreude auf die „lieben Kinderlein“ sind sie ganz bei sich selbst und doch über sich hinaus. Zugleich wissen sie von der höchsten Steigerung der Liebe: „Mann und Weib, Weib und Mann, reichen an die Gottheit an.“¹² Eben das will uns auch Platon mit seiner epistemisch-ethisch-ästhetischen Stufenleiter des Eros sagen.

6. *Liebe und Leben.* Im Untertitel meines Vortrags habe ich eine „philosophische Reflexion“ angekündigt. Wer ihretwegen gekommen ist, wird sich fragen,

¹¹ Hier wäre der Ort, ob die Bedeutung der Selbstliebe für die Liebe zum Anderen zu sprechen. Es ist ein großes Thema des antiken Denkens, das über Augustinus zu einem leider oft verleugneten Topos des christlichen Denkens geworden ist. Es ist ein Verdienst der Dissertation von Hannah Arendt, darauf erneut aufmerksam gemacht zu haben (H. Arendt, *der Liebesbegriff bei Augustin* (1929), hg. v. Ludger Lütkehaus, Berlin 2003.)

¹² So Papageno im Duett mit Tamina.

ob er nicht in die falsche Veranstaltung geraten ist. Doch ich kann ihm versichern, dass meine Überlegung von Salomo an über Platon, Kant, Nietzsche, Freud bis hin zu Cassirer nur einer einzigen Frage folgt, nämlich: Wie sich Leben und Liebe zueinander verhalten. Deshalb war es mir wichtig, den *Anteil nehmenden* Impuls in der Erkenntnis von Selbst und Welt hervorzuheben.¹³ Zum Erkennen und Handeln gehört das *Interesse* eines sich als eigenständig begreifenden Wesens, mit einem Anderen seiner selbst verbunden zu sein.

Wäre das Leben nicht ursprünglich durch *Abgrenzung und organische Eigenständigkeit* konstituiert, könnte man die *Anteilnahme* als den *basalen Richtungsimpuls* des Lebens bezeichnen: Es trennt sich ab, verschanzt sich hinter seiner Membran (die es bis zur Haut, zur Schwarte, zum Pelz zum Panzer oder zum Federkleid verstärken kann), um sich eben damit für die von ihm selbst ausgeschlossene Umwelt in wählerischer Weise zu öffnen. So ziert sich das Lebendige in spröder Abgrenzung von seinem Milieu, um wesentlich darin zu bestehen, auf seine Umwelt angewiesen zu sein.¹⁴ Um die Parallele zur Liebe kenntlich zu machen, füge ich hinzu, dass kein von sich aus auf die Umwelt ausgerichteter Organismus ohne die Zuwendung aus seiner Umgebung leben kann.

Es ist nicht abwegig, den selbst erzeugten Hang zur Welt, den Trieb zum ausgeschlossenen Anderen als eine erste, freilich noch wenig differenzierte Form der Liebe zu deuten. Immerhin geht es um *Berührung, Empfindung, Auswahl, Schutz und Nähe*, in vielem auch um *Einverleibung und Stoffwechsel* – Vorgänge, die im und mit dem Organismus nur unter den Bedingungen einer ganzheitlichen Abstimmung, d. h. mit allen Organen *und* mit der Umwelt, möglich sind.

Es geht, mit anderen Worten, um *Homöostase*, um eine hoch komplexe, extrem störanfällige und tatsächlich ständig gestörte *Harmonie* zwischen ungleichen Partnern, die sich unablässig ihrer partiellen *Verträglichkeit* versichern müssen. Dazu ist eine unausgesetzte Verständigung im Inneren des Organismus nötig,

¹³ Die Partizipation ist eine Bedingung des Lebens, die sich im Erleben, Erkennen und Handeln zu komplexeren, mehr und mehr Bewusstsein integrierenden Formen steigert. Ihre ausdrückliche, ein Bewusstsein des jeweils in Frage stehenden Ganzen fordernde und damit zur höchsten sozialen Stufe entwickelte Form findet die Partizipation in der Politik. Deshalb ist sie das „Prinzip der Politik“ (Dazu: V. Gerhardt, Partizipation. Das Prinzip der Politik, München 2007).

¹⁴ In meiner hier nur angedeuteten Beschreibung von Strukturmerkmalen des Lebendigen bin ich Platon, Aristoteles, Leibniz, Kant, Hegel, Darwin, Nietzsche, Plessner, Gehlen, Hans Jonas und einer Reihe von neueren Biologen wie Ernst Mayr, Hubert Markl, Berthold Hölldobler und Bernd-Olaf Küppers verpflichtet. Auf Einzelheiten gehe ich hier nicht ein. Siehe dazu: V. Gerhardt, Selbstbestimmung. Das Prinzip der Individualität, Stuttgart 1999, und ders.: Partizipation. Das Prinzip der Politik, München 2007.

die auf *Mitteilung* angewiesen ist, um sich selbst mitteilen zu können.¹⁵ Der Leib, den man nüchtern als ein energetisches System der Informationsverarbeitung beschreiben kann,¹⁶ ist ständig mit sich beschäftigt, um die Chance zu wahren, zusammen mit anderem und Anderen, auf die er angewiesen ist, zu bestehen.

Mit dem Organismus kommt das *Bedürfnis* in die Welt, das *Verlangen* entsteht, das in allen seinen Formen auf das Andere seiner selbst bezogen ist. Das heißt: Etwas, das sich *auf sich selbst* bezieht, ist in diesem Selbstbezug auf etwas *Fremdes* ausgerichtet, das ihm gleichwohl so nahe sein muss, dass es ihm *eigen* werden kann. Genau so lässt sich das Grundmuster der Liebe beschreiben.

7. Liebe und Geschlecht. Trotz der skizzierten Nähe zwischen den basalen Formen des Lebens und der Liebe sollte man von evolutionären Frühformen des Eros erst sprechen, wenn zwei vergleichsweise spät auftretende Konditionen des Lebendigen hinzugekommen sind:

Erstens das Streben zu einem Anderen der *gleichen Art*, in welchem dennoch ein *grundsätzlicher Unterschied* gesucht wird. Und *zweitens* die durchschnittliche Tendenz, dem gefundenen anderen Wesen seine *Eigenständigkeit zu lassen*. Das ist – wiederum durchschnittlich gefasst (weil es in der Variation des Lebendigen vor Ausnahmen nur so wimmelt) – erst mit dem *Aufkommen der Geschlechtlichkeit* der Fall. Hier wird mit der *Notwendigkeit*, die überhaupt nur mit dem *Zwang zur Erhaltung des Lebens* entsteht, im *Gleichen* das *Andere* gesucht, und (wenn die anzügliche Bemerkung gestattet ist) im *Anderen* immer nur das *Gleiche* – ohne dieses angeglichene Andere in seiner eigenen Existenz zu zerstören.

Schon die einfachen Formen der Sexualität halten sich an dieses Schema. Das Sexuelle sichert den Fortbestand der Art. Durch diese Leistung wird es zu einem wesentlichen Moment in der Steigerung der Entwicklungsformen des Lebens. Im Sexus geht das jeweils gegebene Leben, wie Platon es bereits für die tierischen Formen des Eros beschreibt, über sich hinaus. Es ist eine „Erzeugung im Schönen“ (*tiktein/gennēsein en kalō*),¹⁷ was, wörtlich übersetzt, ein Herstellen

¹⁵ Dazu: V. Gerhardt, Mitteilung und Tätigsein. Ein Hinweis zur Theorie des Organismus, in: D. Ganten/V. Gerhardt/J.-Ch. Heilinger/J. Nida-Rümelin (Hg.), Funktionen des Bewusstseins, Berlin/New York 2008.

¹⁶ Bernd-Olaf Küppers, Der Ursprung biologischer Information: zur Naturphilosophie der Lebensentstehung, München 1986 (2. Aufl. 1990); ders.: Die Einheit der Wirklichkeit, München 2000.

¹⁷ *Symposion* 206c/d.

unter den Bedingungen einer höheren, „edleren“, mit mehr Wert ausgestatteten Ordnung meint.

Dieser Aufstieg zum Guten und Schönen bezieht alles Lebendige ein. Das ist die antike Version der Evolution, der wir verpflichtet bleiben, wo immer wir nach dem Wahren, Schönen und Gerechten streben, was wir zum Glück durchschnittlich immer noch tun, obgleich wir uns dummerweise abgewöhnt haben, so zu reden.

Für sich gesehen ist das Lebendige auf die *Uniformität* seiner Strukturen und Prozesse gegründet. Doch die sich mit ihm selbst vergrößernde *Vielfalt* der in und außer ihm wirkenden Kräfte nötigt es zu seiner phantastischen *Mannigfaltigkeit*. Da der *Kampf um bessere Lebenschancen* innerhalb der Arten zwar gemildert, aber nicht beseitigt ist, kommt es auch hier zur *Konkurrenz* um den größeren Anteil an den besseren Ressourcen.

Diese Konkurrenz ist wesentlich auf die Entfaltung der das Überleben sichernden *Potentiale* gerichtet. Sie wird zwar in der Gegenwart ausgetragen, ist aber wesentlich auf die *Zukunft* gerichtet. Darauf komme ich bei der abschließenden Frage nach dem Verhältnis von Liebe und Tod zurück.

Weil der Lebenskampf auch innerhalb der Arten weitergeht, wird so viel Aufwand mit der *äußeren Präsentation* der Geschlechter getrieben. Darin haben die Liebesspiele ihren Grund, dem wir nicht zuletzt das Gefallen am äußeren Schmuck, am Tanz, am Gesang, am bloßen Rhythmus oder an der zur Schau gestellten Kraft verdanken. Es genügt, an die strophischen Exaltationen der Vögel zu erinnern, die wir allein ihrer sexuellen Reizbarkeit verdanken.

Das Beispiel genügt, weil wir ja durch Mozart wissen, dass ein großer Komponist eigentlich nicht mehr als ein Vogelfänger – ein Vogelstimmefänger – ist.

8. Liebe und Tod. Wesentlich an der Liebe ist ihre Leistung zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens. Die Liebe, so darf man selbst mit Blick auf die häufigen Perversionen im Tierreich sagen, ist das *Stimulanz des Lebens*. Hier rangiert sie noch vor der Kunst, in der Nietzsche den entscheidenden Anreiz für das Leben sah.¹⁸ Die Liebe sorgt nicht nur für den fortgesetzten Anreiz, für den Aufbau von Spannungen, die sich dann mit größerer Konzentration entladen können. Sie ist auch mehr als das Elixier fortschreitender Individualisierung, mit dem die Evolution eine nicht allein an die *Gene*, sondern erstmals auch eine an erlebte *Situationen* – an Erfahrungen im Augenblick – gebundene *Dynamik* erhält.¹⁹ Ihre be-

¹⁸ F. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik (1872).

¹⁹ Darüber an anderer Stelle mehr: V. Individualität. Das Element der Welt, München 2000.

sondere Leistung liegt darin, im Wechsel der Generationen die sich prospektiv ins Kommende erstreckende *Fortsetzung des Lebens* zu ermöglichen.

Die Zellteilung, mit der sich einfachere Formationen des Lebens bei ihrer Vermehrung begnügen, ist und bleibt der basale Vorgang. Aber es scheint doch Vorteile der weitaus aufwändigeren, wenn auch im Einzelnen anfälligeren Form der *geschlechtlichen Fortpflanzung* zu geben. Sie erhöht, wie uns die Biologen versichern, die Variabilität des genetischen Materials und damit die Chance, flexibler auf Veränderungen im Inneren wie im Äußeren des Organismus zu reagieren. Dadurch ist eine raschere Immunisierung gegen neu auftretende Erreger möglich, aber auch die effektivere Erprobung von *Innovationen*, die durch *Mutationen*, *Milieuveränderungen* oder, wie zunehmend beim Menschen, durch *individuelles Lernen* (und das korrespondierende individuelle Versagen) eintreten.

Doch wie groß die Vor- und Nachteile auch immer sein mögen: *Tatsache ist, dass die Liebe das produktive Geschehen geschlechtlicher Fortpflanzung vorbereitet, einleitet, begleitet und in vielen Fällen sogar in Sorge und Pflege übergehen lässt.* Damit sichert sie dort, wo es sie gibt, den *Fortbestand der Gattung* und dient keineswegs bloß der Fortsetzung, sondern auch der kreativen *Erneuerung* des Lebens. Wer daher die Liebe zum Thema, gar zum Motto eines das Leben animierenden ästhetischen Großereignisses macht, der hat vornehmlich von ihrer *Verbindung zum Leben* zu sprechen, selbst dann, wenn ihn vorrangig der Tod interessiert. Denn auch der Tod ist ein Tatbestand des Lebens, der mit ihm aufkommt und mit ihm wieder verschwindet.

Hätte man einen Systematiker befragt, so hätte er vermutlich das Motto: Liebe und *Leben* in Vorschlag gebracht. Und wenn das den Leuten mit dem Sinn für den Publikumsgeschmack nicht sinnfällig genug gewesen wäre, hätten sie ja mit Eros und *Bios* werben können. Kaum eine andere Silbe der deutschen Sprache hat derzeit eine größere Konjunktur als *bio*; also hätte niemand behaupten können, *Eros und Bios* lägen nicht im Trend.

Warum also Liebe und *Tod*? Warum *Eros und Thanatos*?

9. Eine befreiende Aussicht. Warum, so frage ich abschließend, Eros und *Thanatos* und nicht Eros und *Bios*? Eine mögliche Antwort liegt auf der Hand: Weil der Tod zum Leben gehört – und auf den höheren Stufen der Evolution sogar eine Notwendigkeit darstellt. Wo es den Wechsel der Generationen gibt, da muss gestorben werden, damit Platz für die nachfolgenden Geschlechter ist. Der Tod gehört nicht etwa nur deshalb zum Leben, weil er zwangsläufig an dessen Ende steht. Er ist vielmehr ein wesentliches Ingredienz des Lebens, denn er

schafft Raum für neues Leben. Ohne ihn würde das Lebendige an sich selbst ersticken.²⁰ Jedes Individuum muss anderen Individuen weichen.

Im Gang der Evolution treten auch einzelne Gattungen nach der Art von Individuen auf und werden von anderen abgelöst. Man spricht vom „Artensterben“ und somit auch vom Tod, der aber, obgleich in der ökologischen Debatte gelegentlich ein solcher Eindruck erweckt wird, *kein* Ende des Lebens überhaupt bedeutet. Im Gegenteil: Er beweist auch dort, wo der Mensch der Vielfalt des Lebens schadet, die ungebremste Dynamik des Lebens.

Der produktive Effekt des Todes ist so fundamental, dass man ihn sogar als eine Kondition der Freiheit ansehen kann. Zwar kann man das nicht für das einzelne Individuum behaupten; für den Einzelnen ist mit dem Eintritt des Todes auch die Freiheit ausgelöscht. Deshalb könnte es einem die Sprache verschlagen, wenn da jemand kommt und behauptet: Eben das, worin die Freiheit eines jeden Einzelnen vernichtet ist, sei die Bedingung möglicher Freiheit für alle nachfolgenden Individuen.

Doch das Erschreckende hat, wie so oft, auch etwas Befreiendes. Tatsächlich nimmt die paradoxe Einsicht vom Tod als einer Bedingung von Leben und Freiheit dem Tod die aussichtslose Enge, für die Urne, Grab und Sarg mehr als bloß symbolisch sind. Was aus der Perspektive des einzelnen Lebens das definitive Ende ist, ist im generativen Prospekt einer sich periodisch erneuernden Zukunft die Chance des neuen Anfangs. So kann man, wenn man das Mitleid mit sich selber überwindet, den Tod als *Übergang* zu einer Zeit begreifen, die nun definitiv von Anderen zu verantworten ist. Dadurch wird dem Sterbenden eine Last genommen, die nun die auf ihn folgenden Wesen zu tragen haben. Sogar ein Gefühl der Erlösung ist denkbar: Wer möchte nach sechzig, siebzig, achtzig oder noch mehr Lebensjahren noch alles erleben, was in seinem Alter bereits als Zukunft absehbar ist?

Doch das ist ein anderes Thema.²¹ Ich beschränke mich auf die Bemerkung, dass die Nach-uns-Kommenden ihre Existenz (wieder einmal: durchschnittlich gerechnet) der *Liebe* verdanken. Und wenn sie auf Dauer nur leben können, wenn ihre Eltern sterben, wird offenkundig, dass Liebe und Tod in einander greifen.

²⁰ Der Gedanke ist antiker Provenienz und findet sich deutlich ausgesprochen bei Montaigne. Unter dem Individualitätsanspruch der Neuzeit ging er, ganz zu Unrecht, vergessen. Ich habe ihn an zwei Stellen wieder aufgenommen in: V. Gerhardt, Individualität. Das Element der Welt, München 2000; ders.: Kleine Apologie der Humanität, München 2001.

²¹ Dazu V. Gerhardt, Selbstbestimmung in der Biopolitik. Zehn Punkte zur Orientierung über das Neue im Alten, in: Biocom AG (Hrsg.), Zeitschrift für Biopolitik, 4. Jahrgang 2005, Nummer 2, 77 – 82.

Dieser Gedanke eröffnet einen weiten *weltlichen Horizont*. Er mag befremden, wenn man gewohnt ist, mit dem Tod wesentlich Himmel oder Hölle zu verbinden. Wenn er stattdessen aber nicht nur mit dem *Leben*, sondern sogar mit der *Zukunft des Menschen* verknüpft wird, ist sofort die Warnung zu hören, er könne verlangt oder absichtsvoll herbeigeführt werden²² – so wie wir das aus der gegenwärtigen Debatte über die so genannte Sterbehilfe kennen.

Tatsächlich ist die Wachsamkeit gegenüber jenen, die aus dem Tod der Anderen eine Pflicht oder ein Geschäft zu machen suchen, angebracht. Hier haben die Kirchen und die politischen Herrscher gewaltige historische Lasten abzutragen. Ihnen hat man starke individuelle Rechte, eine auf diese Rechte gegründete politische Ordnung sowie die Lust und Pflicht zu leben entgegen zu setzen.

Man soll auch sagen, dass der säkulare Horizont nicht alles enthält, was für den Menschen von Bedeutung ist. Himmlische Perspektiven sind keineswegs ausgeschlossen. Wer immer den eigenen Tod mit einer ans Göttliche reichenden Hoffnung verknüpft, hat dazu nicht nur alle Freiheit, sondern auch einen durchaus guten Grund,²³ der das Sterben leichter machen kann.

Das gilt freilich auch für die säkulare Einbindung des Todes in das Leben. Sie erlaubt, den *Tod* als *Teil des Daseins* anzunehmen. Etwas, das ohnehin geschieht, und für das es unendlich viele kontingente Ursachen gibt, muss dennoch nicht sinnlos sein – erst recht nicht, wenn es sich nach einem tätig ausgefüllten (und hoffentlich auch genossenen Leben) einstellt. Dem stehen auch die phantastischen Erfolge der medizinischen Lebensverlängerung nicht im Wege. Allein im 20. Jahrhundert hat sich in unserer Weltregion die durchschnittliche Lebenserwartung um mehr als zwanzig Jahre erhöht.

Dennoch wird auch in Zukunft weiterhin gestorben werden. Und wir können sagen, dass dies aus der Sicht des Lebens als durchaus sinnvoll begriffen werden kann. Der Tod besiegelt die Endlichkeit, die wir benötigen, um überhaupt etwas als bedeutungsvoll, vorrangig oder einzigartig zu erfahren. Überdies hat er einen Wert für alle, die weiterleben. Ihnen gibt er den Raum, den der Sterbende im eigenen Leben selbst benötigt hat. Und wem es schließlich gelingt, in der Hin-

²² So bei Jürgen Kaube in seiner Rezension der *Kleinen Apologie der Humanität* in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 19. November 2001. Von einem Anhänger Luhmanns wird dem Theoretiker der Selbstbestimmung, der Individualität und der Menschenrechte die Auffassung zugeschrieben, die Individuen seien nur „Organe“ der Gattung – eine kuriose Verkehrung der Positionen.

²³ Dazu V. Gerhardt, Gott und Grund, in: H. Deuser/D. Korsch (Hg.), *Systematische Theologie heute. Zur Selbstverständigung einer Disziplin*, Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, Bd. 23, Gütersloh 2004, 85 - 101; ders.: Die Vernunft des Glaubens. Zur Atheismusdebatte, in: *Christ in der Gegenwart*, 59. Jahrgang, Nr. 50/07 vom 16. Dezember 2007, Freiburg 2007, 417 - 418.

nahme des eigenen Todes *ein Beispiel zu geben*, der wirkt auch moralisch über sein eigenes Dasein hinaus.

Das, so meine ich, ist eine echte Umwertung des Todes in der Perspektive eine säkularen Humanität. Sie gibt keinen Anlass, den Tod zu suchen oder zu fordern; wohl aber enthält sie den Grund, ihn im Blick auf die Freiheit der nachfolgenden Generationen einverständlich hinzunehmen.

Mir ist bewusst, dass dies ein neuer Gedanke ist. Deshalb wäre es scheinheilig, ihn hinter dem Salzburger Motto zu vermissen. Aber er könnte das ortsübliche Verständnis ein wenig korrigieren. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ob auf der Bühne oder im Leben: Der Jedermann könnte gelassener sein, wenn er sich nicht durch das Schreckgespenst des Todes verängstigen ließe.

10. *Liebe ist stärker als der Tod.* Im Programmheft der Festspiele wird die Bedeutung des diesjährigen Mottos durch die Erinnerung an die großen Opernstoffe der letzten drei Jahrhunderte vergegenwärtigt. Der Zusammenhang von *Eros und Thanatos* ist offenkundig. Aber mit Blick auf die Themen des 19. Jahrhunderts, vor allem auf den *Tristan*, erkennt man die *spätromantische Neigung* zur Diabolisierung von Liebe und Tod. Der schwarze Tod, der Spätmittelalter und Barock verängstigte, wird zum ästhetischen Spektakel und mit einer Liebe grundiert, deren Preis in Schuld und Verderben liegt. Alles ist vom Todeshauch der *décadence* parfümiert. Man schwelgt in der Verwegenheit, den Tod beim Namen zu nennen. Im verklemmten 19. Jahrhundert ist das die Steigerung der Ruchlosigkeit, offen über die Sexualität zu sprechen.

Davon sind wir auch heute nicht ganz frei. Wer bedeutungsschwanger von *Eros und Thanatos* spricht, hat selbst etwas vom verwegenen Verführer, der von der Sünde kosten will. Ihn umwittert die Gefahr, die in *La Traviata* oder *La Bohème* zum Kunstwerk geworden ist, die ihre moralische Grundierung aber längst verloren hat. Man braucht nur zu vergleichen, wie das 19. Jahrhundert über *Schwindsucht* und *Syphilis* gesprochen hat, und wie im 21. Jahrhundert über *Aids* verhandelt wird.

Die Parallele lässt keinen Zweifel daran, dass mit dem unbedenklichen Ausleben des Eros nach wie vor größte Risiken verbunden sind. Aber es gibt heute keinen Grund, die Bedrohung zu mystifizieren. Wir haben uns vor ihr zu hüten, haben anderen die Chance zu geben, sich wirksam davor zu schützen, sollten der Medizin ermöglichen, die Ursachen zu bekämpfen und den Opfern ihr schweres Leben erleichtern.

Das ist alles. Kein schwülstiges Geraune von Verführung und Verfall, sondern Aufklärung und entschlossenes Handeln, um dem Leben und der Liebe einen

größeren Raum zu geben. Es ist die Liebe, die uns das Leben besonders schätzen lässt – wenn sie Erfüllung oder Erwidern findet oder wenigstens Raum für Hoffnung lässt. Und selbst dort, wo es die Liebe ist, die uns tödlich verwundbar macht, wenn der geliebte Andere stirbt, erweist sie sich als Macht, die über den Tod gebietet.

Unter diesen Bedingungen sollten wir das Wort Salomos einer kritischen Prüfung unterziehen. Systematisch gesehen gibt es nämlich keinen überzeugenden Grund, die Liebe als *ebenso stark* wie den Tod zu bezeichnen. Nur wenn wir in unserer Haltung und in unserer Leistung, vornehmlich aber in unserer Liebe, die Erwartung hegen können, dass sie den Tod *überdauern* – und ihn dadurch *überwinden* – kann, hat der Vergleich zwischen Liebe und Tod einen Sinn. Wenn sie „stark ist wie der Tod“, dann muss sie ihn nicht fürchten, dann kann sie ihn bestehen! Wenn und solange sie dies kann, ist sie *stärker* als der Tod.

So muss man verstehen, was der liebende König seiner Sulamith zuruft.

Das ist auch der Sinn der im zweiten *Buch der Könige* erzählten Geschichte von Elisa und der Sunemiterin, in der die Liebe einer Mutter dazu führt, ihren Sohn wieder ins Leben zurückzurufen.²⁴ So wird der Orpheus-Mythos verstanden, in dem Eurydike ein Weg zurück ins Leben eröffnet wird – durch die Liebe und die mit ihr verschwisterete Musik. Folglich muss es uns nicht wundern, dass die Erzählung von Orpheus und Euridike so viel dazu beigetragen hat, dass die Oper lebendig geworden ist und so viele Liebhaber gefunden hat.

Im Licht dieser Deutung kommt es zu einer Übereinstimmung zwischen dem Lied des Königs Salomo und Platons Theorie des Eros: Platon bestimmt die Liebe als die dämonische Kraft im Menschen, durch die er der Unsterblichkeit nahe kommt. Eros ist der *Bote*, der *Übersetzer* und *Überbringer* zwischen dem *Endlichen* und dem *Ewigen*.²⁵ Da Gott, wie Platon sagt, nicht mit dem Menschen verkehrt, hat der Mensch alles daran zu setzen, dem Göttlichen von sich aus nahe zu kommen. Das gelingt ihm nur in der Liebe zum sinnlich gegenwärtigen Nächsten, in der Liebe zum Anderen, zum Werk und zur Aufgabe, zum Gerechten, zum Guten und, wie wir heute sagen, zur Kunst.

Das ist eine Botschaft, die zu Salzburg und den Festspielen passt. Dabei kann man, wenn man es denn für wichtig hält, die Nachbemerkung machen, dass auch das Christentum in der Lehre ihres Gründers keine bessere Botschaft hat. Es ist die Liebe, die uns aus der Enge des Daseins herausführt und den zur Endlichkeit gehörenden Tod weit hinter sich lässt. Nichts Großes geschieht ohne Liebe.

²⁴ 2. *Könige* 4, 8 – 37 (Für den Hinweis danke ich Hillel Ben Sasson, der mich auch auf die Parallele zwischen Altem Testament und der griechischen Mythologie aufmerksam gemacht hat.).

²⁵ *Symposion* 202d.